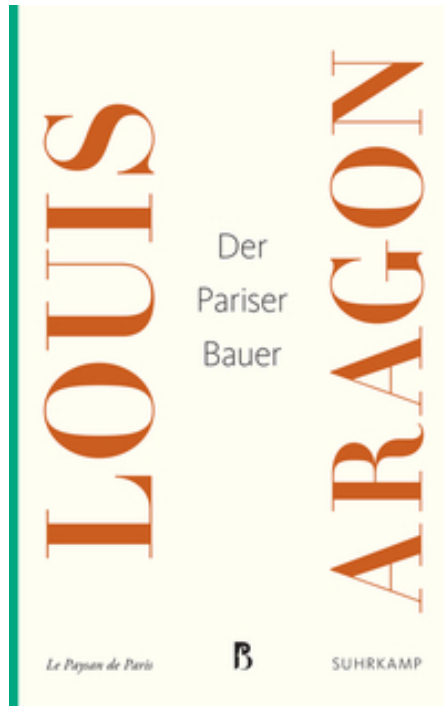


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Aragon, Louis
Der Pariser Bauer

Aus dem Französischen von Lydia Basilas

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 5035
978-3-518-47035-0

ACADÉMIE DE BERLIN
Suhrkamp

B FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Der Pariser Bauer* von Louis Aragon ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Der Pariser Bauer aus dem Jahr 1926 ist ein Hauptwerk des französischen Surrealismus und bedeutet einen kühnen Bruch mit den erzählerischen Konventionen seiner Zeit.

Die drei Teile des Romans stehen in einem losen Zusammenhang. Im ersten Teil beobachtet Aragon aus seiner Wohnung an der Pariser Passage de l'Opéra das Treiben der Menschen, die Geschäftigkeit um die Passage. Was er sieht, schildert er mit abgeklärter Nüchternheit – dabei schlagen die Wirklichkeitsmarkierungen der Szenerie im Moment seines Hinblickens immer wieder ins Surreale um. Der zweite Teil beschreibt einen nächtlichen Spaziergang mit Marcel Noll und André Breton. Nicht das Stadtzentrum, sondern die Natur steht nun im Vordergrund, wenn Aragon und seine Begleiter durch Parks im Norden von Paris laufen. Der dritte Teil, der »Traum des Bauern«, besteht aus Gedanken, Überlegungen und erzählerischen Passagen poetologischen und metaphysischen Inhalts.

Der Pariser Bauer betreibt ein virtuoses ästhetisches Spiel mit dem Prinzip des Zufalls. Und er zeichnet sich durch seine Montagetechnik aus. So bindet Aragon Ausschnitte aus Zeitungen und Magazinen, Inschriften, Reklamen und Schilder in seinen Text ein, wie um das Erzählte in der Wirklichkeit zu verankern und zu beglaubigen.

LOUIS ARAGON, geboren 1897 als Louis-Marie Andrieux in Paris, war ein französischer Dichter und Schriftsteller. Zunächst trat er mit Liebesgedichten für seine Frau Elsa Triolet an die Öffentlichkeit. Gemeinsam mit André Breton begründete er 1924 den Surrealismus und gilt als einer seiner wichtigsten Vertreter. Später wandte er sich dem sozialistischen Realismus zu. Sein Werk umfasst Kurzgeschichten und Romane, darunter den fünfbandigen Zyklus *Die wirkliche Welt*, sowie zahlreiche Essay- und Gedichtsammlungen. Aragon starb 1982 in Paris.

LOUIS
ARAGON

Der
Pariser
Bauer

Aus dem Französischen
von Lydia Babilas

SUHRKAMP

FÜR ANDRÉ MASSON

VORWORT ZU EINER MODERNEN MYTHOLOGIE

Es scheint, daß jede Idee heute die Phase der kritischen Auseinandersetzung mit ihr hinter sich gelassen hat. Man ist gemeinhin der Ansicht, daß eine umfassende Prüfung der abstrakten Begriffe des Menschen diese unmerklich ausgeschöpft hat, daß das Licht des Menschen überall hingedrungen ist und daß so nichts diesem universalen Prozeß entgangen ist, der höchstens wiederaufgenommen werden könnte. So sehen wir also, wie alle Philosophen der Welt, bevor sie auch nur das geringste Problem in Angriff nehmen, sich auf die Darlegung und Widerlegung all dessen versteifen, was ihre Vorgänger dazu geäußert haben. Und auf diese Weise denken sie nichts, was nicht von einem vorangegangenen Irrtum abhängig ist, sich auf ihn stützt, an ihm teilhat. Welch sonderbare, seltsam verneinende Methode: Sie scheint Angst vor dem Genie zu haben, selbst dort, wo sich doch nur das Genie, die reine Erfindung und die Enthüllung durchsetzen könnten. Jene, die sich dem Denken verschrieben haben, sind sich zwar, scheint es, immer wieder der Unzulänglichkeit der dialektischen Mittel, ihrer Unwirksamkeit auf dem Weg zu jeglicher Gewißheit vorübergehend bewußt geworden. Doch dieses Bewußtsein brachte sie nur dazu, über die dialektischen Mittel zu diskutieren, nicht aber über die Dialektik selbst und noch weniger über deren Gegenstand, die Wahrheit. Oder wenn diese sie ausnahmsweise einmal beschäftigte, dann nur deshalb, weil sie sie als Ziel, nicht aber an sich betrachteten. Über die Objektivität der Gewißheit stritt man ohne weiteres; über die Realität der Gewißheit hatte niemand nachgedacht.

Die Merkmale der Gewißheit variieren je nach den persönlichen Systemen der Philosophen: Sie reichen von der gewöhnlichen Gewißheit bis zum idealen Skeptizismus ungewisser Gewißheiten. Aber so beschränkt die Gewißheit auch sein mag, zum Beispiel auf das Bewußtsein vom Sein, sie zeigt sich all ihren Erforschern mit eigenen, definierbaren Merkmalen, die es erlauben, sie vom Irrtum zu unterscheiden. Die Gewißheit ist Realität. Auf diesem fundamentalen Glauben beruht der Erfolg der berühmten cartesianischen Lehre von der Evidenz.

Wir haben die verheerenden Folgen dieser Illusion noch nicht völlig aufgedeckt. Nichts scheint jemals für den Gang des Geistes ein so schwer überwindbares Hindernis gewesen zu sein wie der Trugschluß der Evidenz, der einer der gewöhnlichsten Denkweisen der Menschen schmeichelte. Der Evidenz begegnet man an der Basis jeder Logik. In ihr geht jeder Beweis auf, den sich der Mensch für einen von ihm aufgestellten Satz liefert. Der Mensch deduziert, indem er sich auf sie beruft. Indem er sich auf sie beruft, gelangt er zur Schlußfolgerung. Und so hat er sich eine Wahrheit geschaffen, die unbeständig, aber immer evident ist, und er fragt sich vergebens, warum es ihm nicht gelingt, sich mit ihr zu begnügen.

Nun gibt es ein dunkles Reich, das die Augen des Menschen meiden, weil diese Landschaft nichts Schmeichelhaftes für sie hat. Dieses Dunkel, auf das der Mensch angeblich verzichtet, um das Licht zu beschreiben, ist der Irrtum mit seinen unbekanntem Merkmalen; allein der Irrtum könnte demjenigen, der ihn um seiner selbst willen ins Auge gefaßt hätte, die flüchtige Realität bezeugen. Aber wer begreift nicht, daß das Gesicht des Irrtums und das der Wahrheit gar keine unterschiedlichen Züge haben können? Irrtum wird

von Gewißheit begleitet. Der Irrtum behauptet sich durch Evidenz. Und alles, was man von der Wahrheit sagt, mag man vom Irrtum sagen: Mehr wird man sich dabei auch nicht täuschen. Ohne das Gefühl der Evidenz gäbe es keinen Irrtum. Ohne dieses Gefühl würde man nie beim Irrtum verweilen.

*

So weit war ich mit meinen Gedanken, als plötzlich, ohne daß etwas sein Herannahen angekündigt hätte, der Frühling in die Welt trat.

Es war eines Abends, gegen fünf Uhr, an einem Samstag: Auf einmal ist alles verändert, die Dinge baden in einem anderen Licht, und doch ist es noch recht kalt, man könnte nicht sagen, was geschehen ist. Jedenfalls vermögen sich die Gedanken nicht mehr in derselben Richtung zu bewegen; sie folgen ziellos einer unwiderstehlichen inneren Unruhe. Der Deckel der Schachtel ist geöffnet. Ich bin nicht mehr Herr meiner selbst, dermaßen erlebe ich meine Freiheit. Es hat keinen Sinn, irgend etwas zu unternehmen. Ich werde Begonnenes nicht mehr weiterführen, solange dieses paradiesische Wetter anhält. Ich bin der Spielball meiner Sinne und des Zufalls. Ich bin wie ein Spieler am Roulettetisch, sagen Sie ihm ja nicht, er solle sein Geld in Erdölaktien anlegen, er würde Ihnen ins Gesicht lachen. Ich sitze am Roulette meines Körpers und setze auf Rot. Alles lenkt mich von allem ab, nur nicht von meiner Ablenkung. Ein irgendwie erhabenes Gefühl drängt mich, diese Hingabe allem vorzuziehen, und Ihre Vorwürfe könnte ich nicht verstehen. Statt sich um das Verhalten der Männer zu kümmern, schauen Sie doch lieber zu, wie die Frauen vorbeigehen! Das sind große Leuchtstücke, strahlende Wesen, die noch in ihre

Pelze gehüllt sind, funkelnde, bewegliche Geheimnisse. Nein, ich möchte nicht sterben, ohne mich einer jeden genähert, sie wenigstens mit der Hand berührt, ihr Nachgeben gefühlt zu haben; möge sie doch unter diesem Druck ihren Widerstand aufgeben, und dann los! Manchmal kommt man spät nachts nach Hause, nachdem man wer weiß wie vielen dieser begehrenswerten schillernden Gestalten begegnet ist, ohne daß man versucht hat, sich auch nur eines einzigen dieser Leben zu bemächtigen, die man unvorsichtigerweise in meine Reichweite gelassen hatte. Beim Auskleiden frage ich mich dann verächtlich, was ich eigentlich auf dieser Welt tue. Ist das denn eine Art zu leben, und muß ich nicht nochmals ausgehen, um meine Beute zu suchen, um jemandes Beute zu sein in der Tiefe des Dunkels? Endlich haben die Sinne ihre Vorherrschaft auf Erden errichtet. Was könnte jetzt die Vernunft hier noch ausrichten? Vernunft, Vernunft, o abstraktes Phantom von gestern, schon hatte ich dich aus meinen Träumen verscheucht, nun bin ich an dem Punkt, wo sie mit den Scheinrealitäten verschmelzen werden; nur für mich ist hier noch Platz. Vergeblich macht mich die Vernunft auf die Diktatur der Sinnlichkeit aufmerksam. Vergeblich warnt sie mich vor dem Irrtum, der hier wie eine Königin herrscht. Treten Sie ein, Madame, das ist mein Leib, das ist Ihr Thron. Ich streichle meinen Wahn wie ein hübsches Pferd. Falsche Dualität des Menschen, laß mich ein wenig über deine Lüge nachsinnen.

*

Auf tausend Umwegen hat man mich an den Gedanken gewöhnt, daß ich jegliche Vorstellung vom Universum heute nur dann für gewiß halten kann, wenn ich sie einer abstrakten Prüfung unterzogen habe. Diesen Geist der Analyse,

diesen Geist und dieses Bedürfnis hat man in mich hineingelegt. Und wie der Mensch, der sich dem Schlaf entreißt, kostet es mich eine schmerzhaft Anstrengung, mich dieser geistigen Gewohnheit zu entreißen und unkompliziert zu denken, so wie es ganz natürlich erscheint, wenn ich dem, was ich sehe, und dem, was ich berühre, einfach folge. Kann jedoch die rationale Erkenntnis auch nur einen Augenblick in einen Gegensatz zur sinnlichen Erkenntnis treten? Gewiß liefern mir die primitiven Leute, die sich nur auf letztere berufen und erstere verachten, eine Erklärung dafür, warum alles, was von den Sinnen kommt, allmählich der Geringschätzung anheimgefallen ist. Aber selbst wenn mich die größten Gelehrten unterweisen, daß das Licht eine Schwingung ist, und wenn sie mir seine Wellenlänge errechnet haben, werden sie mir – was auch immer die Frucht ihrer auf der Vernunft beruhenden Arbeiten sein mag – nicht darlegen können, worauf es mir beim Licht ankommt, was meine Augen mich ein wenig von ihm lehren, was mich vom Blinden unterscheidet und was Stoff für Wunder, nicht aber Gegenstand der Vernunft ist.

Im törichtesten menschlichen Rationalismus verbirgt sich mehr grober Materialismus, als man glaubt. Diese Furcht vor dem Irrtum, an den mich im raschen Flug meiner Gedanken jeden Augenblick alles erinnert, diese Kontrollmanie bewirkt, daß der Mensch die Phantasie der Vernunft der Phantasie der Sinne vorzieht. Und doch handelt immer nur die Phantasie allein. Nichts kann mich der Realität versichern, nichts kann mir versichern, daß ich sie nicht auf einen Interpretationswahn gründe, weder die Strenge einer Logik noch die Kraft einer Empfindung. Aber in letzterem Fall hat der Mensch, der durch verschiedene jahrhundertalte Schulen gegangen ist, an sich selbst zu zweifeln begon-

nen: Auf Grund welchen Spiegelspiels – und mochte es auch zugunsten des anderen Denkprozesses sein –, das kann man sich ja vorstellen. Und jetzt ist der Mensch also die Beute der Mathematik! So wurde er, um sich von der Materie zu lösen, zum Gefangenen der Eigenschaften der Materie.

Tatsächlich werde ich mir langsam bewußt, daß die Sinne und die Vernunft nicht voneinander getrennt begriffen werden können – es sei denn durch einen Taschenspielertrick –, daß sie wohl nur in gegenseitiger Abhängigkeit existieren. Ihren größten Triumph findet die Vernunft – jenseits der Entdeckungen, der Überraschungen, der Unwahrscheinlichkeiten – in der Bestätigung eines gängigen Irrtums. Ihr größter Ruhm ist es, daß sie Äußerungen des Instinktes, welche die Halbgelehrten verachteten, einen präzisen Sinn gibt. Das Licht läßt sich nur durch das Dunkel verstehen, und die Wahrheit setzt den Irrtum voraus. Die Mischung solcher Gegensätze durchzieht unser Leben, verleiht ihm Würze und Berauschung. Wir existieren nur in Abhängigkeit von diesem Konflikt, in der Zone, in der Weiß und Schwarz aufeinanderstoßen. Und was kommt es mir auf Weiß oder Schwarz an? Sie gehören zum Bereich des Todes.

*

Ich will mir die Irrtümer meiner Finger, die Irrtümer meiner Augen nicht mehr versagen. Ich weiß jetzt, daß sie nicht nur plumpe Fallen sind, sondern eigenartige Wege zu einem Ziel, das nur sie allein mir enthüllen können. Jedem Irrtum der Sinne entsprechen seltsame Blumen der Vernunft. Prachtvolle Gärten der absurden Glaubensüberzeugungen, der Vorahnungen, der Zwangsvorstellungen und der Delirien. Dort nehmen unbekannte, sich immer wieder verän-

dernde Götter Gestalt an. Ich werde diese bleiernen Gesichter betrachten, diese Hanfsamen der Phantasie. Wie schön ihr seid, ihr Rauchsäulen, in euren Sandburgen! Neue Mythen entstehen unter jedem unserer Schritte. Dort, wo der Mensch gelebt hat, beginnt die Legende, dort, wo er lebt. Ich will mein Denken nur noch mit diesen verachteten Verwandlungen beschäftigen. Täglich verändert sich das moderne Daseinsgefühl. Eine Mythologie baut sich auf und zerfällt wieder. Es ist eine Wissenschaft vom Leben, die jenen vorbehalten ist, die keine Lebenserfahrung haben. Es ist eine lebendige Wissenschaft, die sich selbst zeugt und sich selbst tötet. Kommt es mir noch zu – ich bin schon sechsundzwanzig Jahre alt –, dieses Wunders teilhaftig zu sein? Werde ich noch lange das Gefühl für das Wunderbare des Alltäglichen haben? Ich sehe, wie es in jedem Menschen verloren geht, der in seinem Leben wie auf einem immer besser gepflasterten Weg voranschreitet, der sich mit wachsender Leichtigkeit immer mehr an die Welt gewöhnt, der sich nach und nach vom Gefallen am Ungewöhnlichen und von dessen Wahrnehmung löst. Genau das werde ich zu meiner Verzweiflung niemals erfahren können.

PASSAGE DE L'OPÉRA

PASSAGE DE L'OPÉRA

1924

Heute betet man die Götter nicht mehr auf den Höhen an. Der Tempel Salomons ist in die Metaphorik eingegangen, in der er Schwalbennestern und bleichen Eidechsen Unterschlupf gewährt. Der Geist der Kulte hat die heiligen Stätten verlassen, indem er sich in Staub auflöste. Aber es gibt andere Orte, die unter den Menschen blühen, andere Orte, an denen die Menschen sorglos ihrem geheimnisvollen Leben nachgehen und die sich allmählich einer tiefen Religion öffnen. Die Gottheit bewohnt sie noch nicht. Sie formt sich dort erst, es ist eine neue Gottheit, die sich in diesen modernen Ephesoi niederschlägt wie von einer Säure zersetztes Metall auf dem Grund eines Glases; es ist das Leben, das hier diese poetische Gottheit ans Licht bringt, an der tausend Leute vorbeigehen werden, ohne etwas zu sehen, die aber für jene, die sie ungeschickterweise einmal wahrgenommen haben, plötzlich spürbar und zu etwas entsetzlich Quälendem wird. Metaphysik der Orte, du wiegst die Kinder ein, du suchst ihre Träume heim. Unsere ganze geistige Materie säumt diese Strände des Unbekannten und des Erschauerns. Bei jedem Schritt, den ich zurück in die Vergangenheit tue, finde ich dieses Gefühl des Seltsamen wieder, das mich, als ich noch ganz Staunen war, in einer Szenerie überkam, in der mir zum erstenmal ein ungeklärter Zusammenhang und seine Auswirkungen auf mein Herz bewußt wurden.

Die ganze Fauna der Phantasiegebilde mitsamt ihrer Meeresvegetation verliert sich gleichsam in einem dunklen Kometenschweif und lebt nur noch in den spärlich beleuch-

teten Zonen des menschlichen Tuns fort. Dort werden die großen geistigen Leuchttürme sichtbar, die ihrer Form nach weniger reinen Zeichen nahe stehen. Ein Augenblick menschlicher Schwäche öffnet das Tor zum Geheimnis, und schon sind wir in den Gefilden des Dunkels. Ein falscher Tritt, eine verhedderte Silbe enthüllen das Denken eines Menschen. Es gibt im Wirrwarr der Orte solche Türschlösser, die gegen das Unendliche hin keine sichere Sperre bilden. Dort, wo die Lebenden der zweideutigsten Tätigkeit nachgehen, spiegeln sich ihre geheimsten Beweggründe manchmal im Unbelebten: So sind unsere Innenstädte von verkannten Sphinxen bevölkert, die den träumenden Passanten nicht anhalten, wenn er sich ihnen nicht in grüblerischer Zerstreutheit zuwendet, und die ihm auch keine todbringenden Fragen stellen. Aber wenn er sie erraten kann, dieser Weise, dann möge er sie seinerseits befragen, es sind immer noch seine eigenen Abgründe, die er dank dieser gesichtslosen Ungeheuer von neuem ausloten wird. Das moderne Licht des Ungewöhnlichen, das wird ihn von jetzt ab nicht mehr loslassen.

Dieses Licht durchflutet in bizarrer Weise jene überdachten Galerien, die man häufig in Paris in der Nähe der großen Boulevards findet und die man irritierenderweise *Passagen* nennt, als ob es in diesen dem Tageslicht entzogenen Gängen niemandem erlaubt wäre, länger als einen Augenblick zu verweilen. Meergrüner, gewissermaßen tiefsehafter Lichtschein, der der jähren Helligkeit ähnelt, die aufleuchtet, wenn man einen Rock hochhebt und darunter ein Bein bloßlegt. Der von einem Präfekten des Zweiten Kaiserreichs¹ in die Hauptstadt importierte typisch amerikanische Drang, dem Pariser Stadtplan einen neuen, schnurgeraden Zuschnitt zu geben, wird den Fortbestand dieser menschl-

chen Aquarien bald unmöglich machen; ihr ursprüngliches Leben ist schon erloschen, doch verdienen sie es, als Unterschlußpf etlicher moderner Mythen betrachtet zu werden; denn erst heute, da die Spitzhacke sie bedroht, sind sie wirklich zu Heiligtümern eines Kults des Ephemereren geworden, sind sie zur gespenstischen Landschaft der Vergnügen und der verruchten Berufe geworden, gestern noch unverstänlich, morgen völlig unbekannt.

»Der Boulevard Haussmann ist heute bis zur Rue Laffitte gelangt«, schrieb neulich der *Intransigeant*. Noch ein paar Schritte, und dieses große Nagetier wird, wenn es erst den Häuserblock, der es von der Rue Le Peletier trennt, verschlungen hat, das Dickicht aufbrechen, das mit seiner Doppelgalerie die Passage de l'Opéra durchzieht, um schräg zum Boulevard des Italiens vorzustößen. Etwa auf Höhe des Cafés Louis XIV wird es sich mit dieser Straße gleichsam in einem absonderlichen Kuß verbinden, dessen Folgen und Auswirkungen im riesigen Körper von Paris unvorhersehbar sind. Man kann sich fragen, ob ein gut Teil des Menschenstroms, der täglich von der Bastille zur Madeleine unglaubliche Traum- und Sehnsuchtswoagen befördert, sich nicht in diesen neuen Abstecher ergießen und so den ganzen Lauf der Gedanken eines Stadtviertels und vielleicht einer Welt verändern wird. Wir werden wahrscheinlich einem tiefgreifenden Wandel der verschiedenen Weisen des Flanierens und der Prostitution beiwohnen, und über diesen Weg, der die Verbindung zwischen den Boulevards und dem Saint-Lazare-Viertel erweitern wird, werden vermutlich unbekannte neue Typen schlendern, die an den beiden Anziehungszonen, zwischen denen ihr Leben schwanken wird, teilhaben und die Hauptträger der Geheimnisse von morgen sein werden.

Diese Geheimnisse werden also aus den Ruinen der heutigen Geheimnisse erstehen. Man gehe in dieser Passage de l'Opéra spazieren und schaue sie sich genau an. Sie ist ein Doppeltunnel, der im Norden mit einem einzigen Tor in die Rue Chauchat einmündet und sich im Süden mit zwei Toren auf den Boulevard hin öffnet. Die beiden Galerien, die westliche, die Galerie du Baromètre, und die östliche (Galerie du Thermomètre) sind durch zwei Durchgänge miteinander verbunden, der eine liegt im nördlichen Teil der Passage, der andere ganz dicht am Boulevard, direkt hinter der Buchhandlung und dem Café, die den Bereich zwischen den beiden südlichen Toren einnehmen. Gehen wir in die Galerie du Thermomètre, die sich zwischen dem genannten Café und der Buchhandlung Eugène Rey öffnet, hinein, nachdem wir das Gittertor, das nachts die Passage den der öffentlichen Moral zuwiderlaufenden Sehnsüchten versperrt, passiert haben, dann bemerken wir, daß fast die ganze Fläche der rechten Fassade, die ebenerdig mit ihren Auslagen, ihrem Café usw. recht buntgescheckt ist, in den Etagen gänzlich von einem einzigen Gebäude gebildet zu sein scheint: Und es ist tatsächlich ein einziges Gebäude, das sich über die ganze Länge erstreckt, ein Hotel, dessen Zimmer dieselbe Luft und dieselbe Helligkeit haben wie dieses Laboratorium der Lüste, aus dem das Hotel seine Daseinsberechtigung herleitet. Ich erinnere mich, daß mir dies zum erstenmal deshalb auffiel, weil das Hôtel de Monte-Carlo (dessen Halle wir in der Galerie du Baromètre sehen werden) auf seiner Mauer, die den Abschluß der Rue Chauchat bildet, eine Gegen-Reklame angebracht hat, die stolz versichert, das Hotel *habe nichts mit dem Meublé in der Passage zu tun*. Dieses *Meublé* ist im ersten Stock ein Stundenhotel, aber im zweiten, in dem die Zimmer recht niedrig sind, ist es ganz ein-